Zeitschrift: Die Berner Woche

Band: 28 (1938)

Heft: 41

Artikel: Selbstvertrauen
Autor: Komroff, Michael

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-648145

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 19.11.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Selbstvertrauen

Von Michael Komroff

Nur sehr wenig Leute in dem kleinen Fairview haben jemals eine Tausend-Dollarnote zu Gesicht bekommen: Und so glaubte Henry Armstrong im ersten Moment, daß er einen Zehn-Dollarschein gesunden hätte, als er sich auf der Straße danach bückte. Als er aber die Note auseinandersaltete, wurde sie größer und größer, und obgleich er kaum seinen Augen traute, war doch gar kein Zweisel möglich. Da stand es deutlich gedruckt, in großen Zissern — 1000 Dollar, und nicht ein Dollar mehr oder weniger!

Es war neun Uhr morgens und ein Freitag — und Henry war auf dem Weg ins Bureau gewesen: French & Jones, die Bersicherungsgesellschaft, bei der er seit Jahren arbeitete, hatte im letzten Wonat sehr viele Entlassungen vorgenommen, und zwar waren die Kündigungen immer am Freitag erfolgt. So war Henry diesmal besonders bedrückt und zögernd ins Bureau gegangen, mit gesenktem Kopfe . . .

Wenn einmal eine neue Lifte der menschlichen Krankheiten ausgestellt werden wird, so wird man gewiß auf eine Gesährbung der Gesundheit durch Unsicherheit, innere Unsicherheit nämlich, stoßen. Solche Unsicherheit erzeugt Angst, zerstört das Bertrauen zu den anderen und das Bertrauen zu sich selbst. Sie ist eine Säure, die den innersten Kern des Menschen angreist. Wenn aber ein Mensch ganz unerwarteterweise eine Tausend-Dollarnote sindet, dann wird seine Stimmung wie eine Kakete in die Höhe schießen, und er wird zu seiner eigenen Ueberraschung nie geahnte Kräfte in sich zutage treten sühlen. So geschah es mit dem bescheidenen, bedrückten, ängstlichen Henry.

Er segelte mit großen Schritten ins Bureau und trat ein, als ob die ganze Firma ihm gehörte. "Ist der Chef schon da?" fragte er mit erhobener Stimme. Als seine Frage verneint wurde, befahl er kurz: "Sagen Sie Mr. French, ich habe mit ihm zu sprechen! Ich komme wieder —"

Mit diesen Worten eilte Henry davon und geradewegs auf die "Fairviewer Allgemeine Zeitung" zu. Hier füllte er eine Annonce des Inhalts aus, daß er einen Tausend-Dollarschein gefunden habe. Eigentümer möge sich bei Henry Armstrong melden. Diese Anzeige kostete 1 Dollar und 60 Cent. Henry besaß außer der Tausend-Dollarnote keinen Cent und fragte, ob er das Geld am Nachmittag bringen könne. Da ein Kredit nicht ohne die Zustimmung des Chefredakteurs bewilligt werden konnte, so begab sich der Annoncen-Chef zu ihm, um seine Bewilligung einzuholen.

"Der Junge findet tausend Dollar und hat nicht das Geld für die Annonce? Das ist ja grotesk! In unserer Stadt hat noch nie ein Mensch tausend Dollar gefunden."

"Hören Sie, junger Mann", sagte der Chefredakteur wenige Minuten später zu Henry, "wenn Sie uns alle Einzelheiten erzählen, schreiben wir darüber, und Sie ersparen sich das Geld für die Annonce. War der Schein in einem Porteseuille, waren irgendwelche Papiere dabei?"

"Nein, der Schein lag zusammengefaltet auf der Straße." "Na, dann wüßte ich nicht, wie jemand sich als der Berlustträger ausweisen sollte, es sei denn, daß er die Nummer der Note weiß."

Henry griff in die Tasche und sagte eifrig: "Ich werde Ihnen die Note zeigen."

"Nein, nein", wehrte der Redafteur ab, "ich will sie nicht sehen, und ich rate Ihnen auch dringend, sie niemand anderem zu zeigen. Wie leicht könnte sich jemand die Nummer merken und dann das Geld reklamieren! Darf ich Sie noch fragen, was Sie mit dem Geld anfangen wollen, falls sich der Eigentümer nicht meldet?"

"Aber gewiß. Die ganze Stadt soll es wissen, daß ich in diesem Falle sofort Miß Dolly Summers heirate. Wir warten

schon sehr lange, weil meine Stellung nicht so sicher ist. Fünf Dollar bekommt der Pfarrer — den Rest verwenden wir für uns selbst!"

"Fein! Das gibt eine hübsche Geschichte! Sind Sie in Fairview geboren, Mr. Armstrong?"

"Ia, ich bin hier geboren, aber ich hoffe, daß ich nicht mein ganzes Leben hier verbringen werde."

"So? Was gefällt Ihnen denn nicht in unserer Stadt?"
"Fairviem ist eine Stadt für alte Leute, es mird nur von alten Leuten verwaltet, und die glauben, alles, was sie tun und denken, sei das einzig Richtige. Aber wir Jungen denken ganz anders! Ich spreche oft mit jungen Menschen, und niemand von uns will länger in Fairview bleiben, als er muß. Wir wollen irgendwohin, wo man mit der Zeit geht!"

"So — was verstehen Sie denn darunter, bitte?"

"Zum Beispiel, daß Sie, Mr. Young, im höchsten Grade unrecht haben, Ihre Zeitungsautos durch unsere Straßen rollen zu lassen, ohne daß sie voll versichert sind. Sie werden zwar sagen, daß ich Ihnen eine Bersicherungspolice anhängen will — aber es ist doch ein großer Unsug, daß Ihre Lastautos nicht voll versichert sind!"

"Woher wissen Sie das überhaupt, wenn ich fragen darf?"
"Unsere Firma hat wiederholt versucht, mit Ihnen eine Bersicherung abzuschließen, aber Sie haben geantwortet, Sie hätten das nicht nötig. Das ist rückständig, und beweist außerbem einen vollständigen Mangel an Unternehmungsgeist!"

"Go?"

"Ich habe gewußt, daß Ihnen meine Antwort mißfallen wird, aber Sie haben ja gefragt. Bielleicht hätte ich mich gestern noch nicht getraut, meine Meinung zu äußern, aber heute bin ich ein anderer Mensch als gestern . . ." Wit diesen Worten verließ Henry das Bureau.

Es war zehn Uhr, als er bei French & Jones eintrat und unangemeldet an der Tür des Chefzimmers anklopfte. "Ich wollte Ihnen mitteilen, Mr. French, daß ich nicht mehr für Sie arbeiten kann", sagte er bestimmt. "Es ist besser, ich gebe die Stellung auf, als daß ich warte, dis Sie mich an die Luft segen! Ich betone, Mr. French, daß ich nichts gegen Sie oder gegen die Firma habe, aber ich halte das ganze Schema hier sür grundssalsch. Auf meinem heutigen Weg habe ich eine Tausend-Dollarnote gesunden, und ich will mich um einen andern Posten umssehen. Ich kann diese Unsicherheit hier bei Ihnen nicht mehr ertragen. Und ich möchte Ihnen gern erklären, warum Leute wie ich das nicht aushalten können, vorausgesetzt, daß Sie mich anhören wollen!"

"Oh bitte! Es ist ganz amüsant, zu hören, was eine Tausenddollarnote zu sagen hat."

"Das ist ja der Kernpunkt, Mr. French! Wenn ich das Geld nicht gesunden hätte, hätten Sie nämlich nie die Wahrheit ersahren! Jeder Ihrer Angestellten würde Ihnen dasselbe sagen wie ich, wenn er sich frei genug sühlen würde. Aber keiner will seinen Posten riskieren. Und so leben wir von Woche zu Woche in Angst und Unzusriedenheit und fragen uns zitternd, wen es als Nächsten erwischen wird — und dieser Zustand der Unsicherheit erzeugt Angst und Zaghaftigkeit in uns, und das ist schlecht sür Ihr Geschäft. Es ist eine bedrückende Atmosphäre, in der wir arbeiten — und wenn Sie glauben, daß Ihre Kunden das nicht spüren, so irren Sie sich! Die Geschäfte würden bedeutend bessen, wenn nicht jeder von Ihren Angestellten Angst vor seinem eigenen Schatten haben müßte. Das wollte ich Ihnen sagen, und ich hoffe, Sie entschuldigen meine Ofsenheit . . ."

Mitten in den Sat hinein klingelte das Telephon. Der Chefredakteur der "Farviewer Allgemeinen" wünschte Mr. Henry Armstrong zu sprechen. "Entschuldigen Sie, daß ich vorhin unsere Unterredung so furz abgebrochen habe", sagte Mr. Young liebenswürdig. "Ich möchte von Ihnen noch einiges zum Thema "Fairview — eine Stadt der alten Männer" hören. Können Sie mit mir heute den Lunch nehmen?"

"Ja, gewiß, und ich kann Ihnen auch genügend Argumente du meiner Behauptung liefern, wenn ich frei von der Leber weg sprechen darf. Ich werde Sie um halb eins abholen, Mr. Poung. Wie? Ja, das würde natürlich die volle Haftpslicht einschließen. Mr. French wird Ihnen gewiß gerne Kopien unserer früheren Borschläge senden. Aber bitte! Ja, danke. Halb eins. Aus Wiedersehen!"

Dann wandte Henry sich zu Mr. French und sagte: "Mr. Poung von der "Allgemeinen" möchte Ihre Bedingungen für die volle Haftpslichtversicherung haben."

"Aber die hat er doch schon oft bekommen und immer abgelehnt." "Ich habe ihm heute offen meine Meinung gesagt, und Sie sehen, wie gut es wirft, wenn man nichts zu fürchten hat."

"Nun, wie wäre es, wenn Sie ihm unsere Liste heute beim Lunch vorlegen würden? Ich möchte Sie nicht gerne verlieren, Henry. Behalten Sie das Bertrauen zu sich selbst, das Sie heute bewiesen haben, und ich gebe Ihnen einen Kontrakt auf drei Jahre — wegen der Unsicherheit, von der Sie sprachen — volle Brovision für alle Geschäfte, die die Firma durch Sie abschließt, und eine Gehaltserhöhung von hundert Dollar monatlich. Einverstanden?"

"Einverstanden", sagte Henry und errötete vor Freude.

Eine Woche später heiratete er Dolly Summers und ganz Fairview stellte sich mit Hochzeitsgeschenken ein. Die Tausendbollarnote hat Henry übrigens nicht gewechselt. Sie hängt in einem Rahmen über seinem Ramin, und das hat seinen guten Grund: bei näherer Prüfung stellte es sich nämlich heraus, daß die Tausenddollarnote falsch war . . .

Miss Youghals «Sais»*)

Von Rudyard Kipling

Es wird behauptet, daß es in Indien keine Komantik gebe. Darin irrt man sich. Unser Leben enthält ganz so viel Komantik, als uns gut ist. Manchmal sogar mehr.

Strickland war Polizeibeamter und huldigte der außerge= wöhnlichen Theorie, daß ein Polizeibeamter in Indien sich befleißigen muffe, die Eingeborenen so gut kennen zu lernen, wie die Eingeborenen sich selbst kennen. Seiner absurden Theorie folgend, durchstöberte er alle unappetitlichen Winkel, die zu erforschen keinem anständigen Mann einfallen würde — alles des einheimischen Böbels wegen. Sieben Jahre lang vertiefte er seine Kenntnisse auf diese eigentümliche Weise, und doch wußte niemand es zu schäken. Er war fortwährend auf der Jagd nach den Geheimnissen der Eingeborenen, was natürlich kein Mensch mit gesundem Verstand begreifen konnte. Er kannte den Eidech= sengesang der Sansis und den "Halli-Hutt-Tanz", der ein religiös-fanatischer Cancan ift. Wenn jemand weiß, wer den Hallihuff tanzt, und wie, wann und wo man ihn tanzt, so weiß er etwas, worauf er stolz sein kann. Er ist in die Seele des Bolkes eingedrungen. Aber Strickland mar nicht ftolz, obgleich er ein= mal in Jagedhri bei dem Bemalen des Totenstiers, der für keines Engländers Auge fichtbar ist, geholfen hatte; obgleich er die Diebessprache der "Changars" beherrschte; obgleich er allein ei= nen Eusufzai-Pferdedieb in der Nähe von Attock gefangen hatte.

Allen seinen Heldentaten setze er die Krone auf, indem er elf Tage als "Fafir" in den Baba Utal-Gärten vom Amritsar zubrachte und sich dabei der Fäden der großen Nasiban-Mordassfäre bemächtigte. Aber die Leute sagten ganz richtig: "Warum in aller Welt kann Stricksand denn nicht in seinem Bureau sitzen, seine Berichte schreiben, die Beamten dirigieren und sich ruhig verhalten, anstatt die Unfähigkeit seiner Vorgesetzen an den Tag zu bringen?"

Wenn übrigens jemand an diesem absonderlichen Vergnüsen einmal Geschmack gefunden hat, wird er ihn sein Leben lang nicht mehr los. Es sessell einen mehr als alles andere in der Welt, selbst die Liebe nicht ausgenommen. Wenn andere Leute auf zehn Tage ins Gebirge gingen, nahm Strickland Urlaub, legte die Verkleidung an, die ihm gerade passend erschien, mischte sich unter das braune Volk und blieb eine Zeitlang verschwunden. Er war ein stiller, brünetter, junger Mensch, hager und ichwarzäugig und war, wenn seine Gedanken nicht irgendwo anders weilten, ein sehr interessanter Gesellschafter.

Als die Youghals nach der Station kamen, verliebte Strickland sich — so ernsthaft wie er alles tat — in Miß Youghal, und es dauerte nicht lange, so verliebte auch sie sich in ihn, weil

er ihr ein Kätsel war. Strickland warb bei den Eltern um sie, aber Mrs. Youghal sagte, es siele ihr nicht ein, ihre Tochter an den am schlechtesten bezahlten Dienstzweig des Reiches wegzuwersen, und der alte Youghal sagte ebenso kurz und bündig, daß er kein Bertrauen in Stricklands Tun und Treiben habe und ihn sehr bitten müsse, mit seiner Tochter jeden mündlichen und schriftlichen Berkehr abzubrechen. "Gut", sagte Strickland, denn er wollte seine Herzensdame in keine schlesse Stellung mit den Eltern bringen. Nach einer letzten langen Unterredung mit Miß Youghal sieß er die Angelegenheit gänzlich fallen.

Im April gingen die Youghals nach Simla.

Im Juli nahm Strickland "dringender Privatangelegenheiten" wegen drei Monate Urlaub. Er verschloß sein Haus und reiste zu einem Freunde nach Tarn Taran. Seitdem war jede Spur von ihm verloren, bis mir eines Tages auf der Wall von Simla ein Sais diesen ungewöhnlichen Brief überbrachte:

"Lieber Alter, sei so gut, dem Neberbringer eine Kiste Zisgarren zu geben — Supers Nr. 1 bevorzugt. Sie sind am frisschesten im Klub. Ich werde zahlen, wenn ich zurücksomme, ausgenblicklich stehe ich außerhalb der "Gesellschaft".

Dein E. Strickland."

Ich ließ mir zwei Kisten bringen und übergab sie dem Sais mit meinen besten Grüßen an seinen Herrn. Dieser Sais war Strickland selbst; er war im Dienste des alten Youghal und hatte Miß Youghals Araber in Pssege. Der arme Mensch sehnte sich nach einer englischen Zigarre, und er wußte, ich würde, was auch immer geschehen mochte, meinen Mund halten, bis die Geschichte ausgespielt hatte.

Wit der Zeit begann Mrs. Youghal, deren Hauptinteresse ihre Dienstdoten waren, in den Familien, mit denen sie verfehrte, von ihrem Mustersais zu sprechen — dem Manne, der so früh aufstand, daß er noch Zeit hatte, die Blumen für den Frühstückstisch zu pslücken, und der die Hufe seines Pferdes wie ein richtiger Londoner Autscher wichste — tatsächlich wichste; es war wirklich zum Verwundern und Entzücken, wie schön Wiß Voughals Araber aussah. Strickland — Dulloo vielmehr — fand seinen Lohn in den süßen Dingen, die Miß Voughal ihm sagte, wenn sie ausritt. Ihre Eltern waren froh, daß sie ihre törichte Neigung für den jungen Strickland überwunden hatte, und sagten, sie sei ein gutes Kind.

Strickland gesteht, daß er sein Leben lang nicht unter so harter geistiger Disziplin gestanden habe, wie in jener zweimonatlichen Dienstzeit. Ganz abgesehen von der nebensächlichen Tatsache, daß die Frau eines Sais-Rollegen sich in ihn verliebte und ihn mit Arsenik zu vergisten suchte, weil er nichts von ihr wissen wollte, hatte er sich zu steinerner Ruhe zu zwingen, wenn

^{*)} Sais = Indischer Hausdiener